

Jörn Albrecht

Übersetzung und Linguistik

2. Auflage

narr STUDIENBÜCHER

narr |
VERLAG

narr **STUDIENBÜCHER**

Grundlagen der Übersetzungsforschung

Band 1: Norbert Greiner, Übersetzung und Literaturwissenschaft

Band 2: Jörn Albrecht, Übersetzung und Linguistik

Jörn Albrecht

Übersetzung und Linguistik

Grundlagen der Übersetzungsforschung II

2., überarbeitete Auflage

narr |
VERLAG

Prof. Dr. Jörn Albrecht war Professor am Seminar für Übersetzen und Dolmetschen der Universität Heidelberg.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

2., überarbeitete Auflage 2013

1. Auflage 2005

© 2013 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und säurefreiem Werkdruckpapier.

Internet: <http://www.narr-studienbuecher.de>

E-Mail: info@narr.de

Printed in the EU

ISSN 0941-8105

ISBN 978-3-8233-6793-2

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur zweiten Auflage	XI
Vorbemerkung	XIII
Zur Einführung	XV
I. Allgemeine Gesichtspunkte	1
1. Der Beitrag der Linguistik zur Übersetzungstheorie und -praxis	1
1.1 Übersetzbarkeit vs. Unübersetzbarkeit. Sprachliche und nicht-sprachliche Übersetzungsprobleme	2
1.1.1 Die Unmöglichkeit der direkten Beobachtung von Bedeutung bzw. die Unmöglichkeit, intersubjektiv verifizierbare Kriterien für die Bestimmung der Bedeutung anzugeben	2
1.1.2 Die fundamentale Verschiedenheit der semantischen Strukturen der Einzelsprachen und die daraus resultierende Unmöglichkeit der Existenz genauer inhaltlicher Äquivalente zwischen zwei Sprachen	2
1.1.3 Die Ungleichheit des kulturellen Umfeldes, innerhalb dessen die jeweiligen Sprachen als Kommunikationsmittel dienen	3
1.1.4 Der Anteil der Sprache am Problem des Übersetzens	11
1.2 Was nützt die Linguistik dem Übersetzer?	14
1.3 Das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Übersetzungsforschung	18
1.4 Lektürehinweise	22
2. Was ist Übersetzung?	23
2.1 Übersetzung und Übersetzungsprozeß: Definitionen und Modelle	23
2.2 Das <i>tertium comparationis</i> der Übersetzung	30
2.2.1 Die »äußeren Grenzen« der Übersetzung	31
2.2.2 Die »inneren Grenzen« der Übersetzung: Invarianz, Äquivalenz, Adäquatheit	32
2.2.3 Äquivalenz in bezug auf Textsegmente: das Problem der Übersetzungseinheit	37
2.2.4 Übersetzung vs. Bearbeitung	38
2.3 Typen der Übersetzung	39
2.3.1 Grad an AS-Textgebundenheit	40
2.3.2 Behandelter Gegenstand	42
2.3.2.1 AST-Typ und AST-Sorte	43
2.3.3 An der Übersetzung beteiligte „Arten des Sprechens“	43
2.3.4 Übersetzungsrichtung	44
2.3.5 Übersetzungszweck (Skopos)	45
2.3.5.1 »Textinterner« Skopos	46
2.3.5.2 »Textexterner« Skopos	46

2.3.5.3	Der Zusammenhang zwischen Skopos und Übersetzungstyp	46
2.3.6	Exkurs: »Wörtliche Übersetzung« im paradigmatischen und syntagmatischen Sinn	49
2.3.6.1	Der paradigmatische Aspekt	50
2.3.6.2	Der syntagmatische Aspekt	51
2.4	Einige Bemerkungen zu Theorie und Praxis des Dolmetschens	54
2.5	Lektürehinweise	58
3.	Hilfsmittelkunde	60
3.1	Nachschlagewerke und sinnvolle elektronische Hilfsmittel für Übersetzer und Dolmetscher	60
3.1.1	Zweisprachige Wörterbücher	60
3.1.2	Einsprachige Wörterbücher	62
3.1.3	Grammatiken Grammatische Wörterbücher, Wörterbücher für Zweifelsfragen, Stilwörterbücher	65
3.1.4	Bildwörterbücher	67
3.1.5	Onomasiologische Wörterbücher, Synonymenwörterbücher	68
3.1.6	Phraseologische und Zitatwörterbücher	70
3.1.7	Fachwörterbücher, Fachglossare, „zugewandte Literatur“	72
3.1.8	Enzyklopädien	73
3.1.9	Sonstiges	74
3.1.10	Elektronische Hilfsmittel	75
3.2	Lektürehinweise	76
II.	Übersetzung und Linguistik im engeren Sinn	77
4.	Linguistik im engeren Sinn oder »Systemlinguistik«	77
4.1	Übersetzung und kontrastive Sprachwissenschaft: Unterschiede und Gemeinsamkeiten	77
4.2	Was ist »Grammatik«? Einige Überlegungen zu Systematik der deskriptiven Sprachwissenschaft	81
4.3	Übersetzung und »Systemlinguistik«	83
4.4	Übersetzung und historische Sprachwissenschaft	86
4.5	Lektürehinweise	87
5.	Die deskriptive Sprachwissenschaft in ihrer kontrastiv-konfrontativen Ausprägung als Hilfsdisziplin der Übersetzungsforschung	88
5.1	Phonetik und Phonologie	90
5.1.1	Suprasegmentale Merkmale	96
5.2	Morphologie und Syntax oder „Grammatik im traditionellen Sinn“	98
5.2.1	Konstruktionen, die zu Mißverständnissen Anlaß geben	99
5.2.2	Konstruktionen, die zur Konstitution des »Sinns« beitragen	103
5.3	Wortbildung	106
5.3.1	Die wichtigsten Wortbildungsverfahren	107

5.3.1.1 Exkurs: Wortbildungsverfahren vs. Wortbildungsprodukt	109
5.3.2 Wortbildung als Problem der Übersetzung	110
5.3.2.1 »Fehlende« Wortbildungsprodukte in der Zielsprache: das Problem der Periphrase	110
5.3.2.2 Wortbildungsprodukte, die zu Fehldeutungen Anlaß geben können	112
5.3.2.3 Morphologische Motivation oder „Bildungsdurchsichtigkeit“	114
5.4 Phraseologie	116
5.4.1 Versuch einer Begriffsbestimmung	116
5.4.2 Phraseologie und Übersetzung	118
5.5 Transphrastik (= Textlinguistik im engeren Sinn)	121
5.5.1 Die funktionale Satzperspektive (Thema-Rhema- Gliederung) als Problem der Übersetzung	125
5.6 Lexikologie	130
5.6.1 »Unübersetzbare« Wörter	131
5.6.2 Falsche Freunde	133
5.6.3 »Fehlende« oder »überschüssige« Oppositionen	138
5.6.4 Globale Strukturunterschiede im Wortschatz der Einzelsprachen	141
5.6.5 „Strukturelle“ vs. „kognitive“ Semantik	147
5.6.6 „Tradierte Äquivalenz“ im Bereich des Wortschatzes	151
5.6.7 „Linking“	152
5.6.8 „Abtönung“ und Übersetzung	156
5.7 Lektürehinweise	159
6. Übersetzungsvergleich und Übersetzungskritik	161
6.1 Der Übersetzungsvergleich im Dienste der kontrastiven Sprachwissenschaft	162
6.2 Der Übersetzungsvergleich im Dienste der Übersetzungsforschung	167
6.3 Paralleltextvergleich vs. Übersetzungsvergleich	169
6.4 Übersetzungskritik	171
6.5 Lektürehinweise	172
III. Übersetzung und Linguistik im weiteren Sinne	173
7. Übersetzung und Semiotik	173
7.1 Elemente der allgemeinen Zeichentheorie	173
7.1.1 Gründe für die Unterscheidung zwischen Bedeutung und bezeichneten Gegenständen oder Sachverhalten	177
7.1.1.1 Die Bedeutung repräsentiert Universalialia (Allgemeinbegriffe)	177

7.1.1.2 Die Bedeutung ist an Einzelsprachen gebunden	178
7.1.1.3 Bedeutungen können »Nicht-Existierendes« repräsentieren	178
7.1.2 Mögliche Arten der Interpretation des Phänomens „Bedeutung“	178
7.1.2.1 Ontologisch	179
7.1.2.2 Psychologisch	180
7.1.2.3 Logisch	181
7.1.2.4 Pragmatisch	182
7.2 Syntaktik, Semantik, Pragmatik	183
7.2.1 Äquivalenz: ein Problem der Semantik oder der „Pragmatik“?	189
7.2.2 Anredeformen als Übersetzungsproblem	192
7.3 Präsuppositionen und Sprechakte	198
7.3.1 Präsuppositionen und Übersetzung	198
7.3.2 Exkurs: Die „Hinwendung zur Sprache“ in der Philosophie (<i>linguistic turn</i>)	206
7.3.3 Sprechakttheorie und Übersetzung	208
7.4 Ko-text und Kontext: die Umfelder der geschriebenen Sprache ...	216
7.5 „Scenes and frames“ oder die „Semantik des Verstehens“	224
7.6 Lektürehinweise	229
8. Übersetzung und Varietätenlinguistik: Soziostilistische Probleme der Übersetzung	230
8.1 Die „Architektur“ der „historischen Sprache“	232
8.1.1 Regionale („diatopische“) Unterschiede	233
8.1.2 Soziale („diastratische“) Unterschiede	236
8.1.3 Situationsbedingte („diaphasische“) Unterschiede	239
8.1.4 Die „Architekturen“ des Deutschen und einiger benachbarter Sprachen	243
8.1.5 Charakteristika von Substandardvarietäten	244
8.2 Einige Bemerkungen zur Frage des „Stils“ im übersetzungsrelevanten Sinn	246
8.3 Lektürehinweise	249
9. Übersetzung und Textwissenschaft (= Textlinguistik im weiteren Sinn)	250
9.1 Die beiden Formen der Textlinguistik nach Eugenio Coseriu	253
9.2 Die antike Rhetorik und ihre Relevanz für die Übersetzung	255
9.2.1 Die Produktionsstadien der Rede	256
9.2.2 „Adäquatheit“ im Rahmen der Lehre von den <i>genera dicendi (elocutionis)</i>	257
9.3 Texttyp und Textsorte	258
9.3.1 Der Texttyp als Parameter für die Relation „Adäquatheit“	260

9.3.2 Textsortenkonventionen und Übersetzung	261
9.4 Die „thematische Progression“	261
9.5 Die „Bauformen des Erzählens“: Erzähltechnik und Übersetzung	263
9.5.1 Formen der Redewiedergabe	267
9.5.1.1 Direkte Rede	267
9.5.1.2 Indirekte Rede	268
9.5.1.3 Erlebte Rede	269
9.5.1.4 Innerer Monolog	271
9.6 Vom „Sinn“	272
9.7 Lektürehinweise	273
10. Übersetzung und Fachsprachen	274
10.1 Elemente der Allgemeinen Terminologielehre	274
10.1.1 Einige Grundbegriffe der Lexikographie und Terminographie	278
10.2 Typen fachsprachlicher Benennungen	279
10.3 Einzelsprachliche Charakteristika von Terminologiebeständen	282
10.4 Übersetzungsbezogene Terminologearbeit	284
10.5 Terminologienormung auf nationaler und internationaler Ebene	287
10.6 Fachsprache vs. Gemeinsprache	288
10.6.1 Horizontale Gliederung vs. vertikale Schichtung	289
10.6.2 „Reduktionshypothese vs. „Universalitätshypothese“ in der Fachsprachenforschung	289
10.7 Lektürehinweise	290
11. Schlußwort	292
Literaturverzeichnis	295

Vorwort zur zweiten Auflage

Acht Jahre nach der ersten, inzwischen vergriffenen Auflage erscheint das Studienbuch *Übersetzung und Linguistik* in überarbeiteter Form. Einige Irrtümer wurden berichtigt, die leider recht zahlreichen Druckfehler (hoffentlich einigermaßen vollständig) korrigiert, die Lektürehinweise und das Literaturverzeichnis am Ende aktualisiert. Dabei wurden wiederum Arbeiten berücksichtigt, die nicht den ungeteilten Beifall des Verfassers finden. Schließlich soll das Buch auch Anregungen zu kritischen Diskussionen, z. B. im Rahmen von Prüfungen, liefern.

An der Gesamtkonzeption hat sich nichts geändert. Der Schwerpunkt liegt weiterhin auf dem Beitrag der Linguistik (im weitesten Sinn) zur Übersetzungsforschung. Der Beitrag zur literaturwissenschaftlichen Übersetzungsforschung wird im von Norbert Greiner verfassten ersten Band der *Grundlagen der Übersetzungsforschung* gewürdigt. Einige Vertreter des *Mainstream* der Disziplin werden somit weiterhin gerade die Dinge vermissen, die ihnen lieb und wert sind. Es handelt sich dabei meist um Gegenstände, über die sich – wie mir scheint – trefflich plaudern, jedoch schwerlich ein allgemein verbindlicher Konsens herstellen lässt. Damit soll kein Verdammungsurteil über all das ausgesprochen werden, von dem zu träumen sich die hier ausgebreitete Schulweisheit versagt. Das Nötige hierzu findet sich im Schlusswort.

Übersetzung und Linguistik bleibt weiterhin eher ein »Lesebuch« als ein Nachschlagewerk. Vieles von dem, was einige kritische Leser bei punktuellen Nachforschungen vermisst haben, hätten sie bei etwas ausdauernderer Lektüre sehr wohl finden können. Damit sind natürlich nicht die rein technischen Dinge gemeint, wie z. B. die *tools* für Übersetzerinnen und Übersetzer. Die Angaben zu diesem Bereich wurden ganz bewusst sehr allgemein gehalten. Unverändert geblieben ist auch die kritische Einstellung gegenüber einem berühmten Aphorismus von Ludwig Wittgenstein, an dem eine außergewöhnlich scharfsinnige und gut informierte Rezensentin Anstoß genommen hat. Möge sie mir meine Halsstarrigkeit in diesem Punkte nachsehen.

Heidelberg, im Februar 2013

Jörn Albrecht

Vorbemerkung

Die beiden Bände *Grundlagen der Übersetzungsforschung* setzen sich zum Ziel, die philologischen Voraussetzungen des Übersetzens und der Übersetzungsforschung systematisch und historisch darzustellen. Nachdem sich in den achtziger und neunziger Jahren eine vornehmlich von Vertretern übersetzerischer Ausbildungsstätten betriebene Übersetzungstheorie geltend zu machen versuchte, die sich bewußt von Theoriebildung und Methodik philologischer Disziplinen absetzte, gerieten die kulturhistorischen Fundamente und sprachwissenschaftlichen Beschreibungsweisen von Übersetzungen aus dem Blick – nicht zuletzt auf Kosten solider wissenschaftlicher Erkenntnis. Auch andere Tendenzen einer eher literarisch orientierten Übersetzungsforschung verfielen darauf, den zielkulturellen Aspekt so sehr zu betonen, daß das Original und der Vergleich zwischen Original und Übersetzung, damit schließlich auch der Vergleich zwischen den von Original und Übersetzung repräsentierten Kulturen, zu kurz kam. Die Verfasser verstehen den Begriff der „Philologie“ dabei in dessen ursprünglich weiter Bedeutung: als Wissenschaft von Sprache und Schrifttum, die den Zusammenhang von Wort und Sinn in den Blick nimmt und sich dabei der Sprachwissenschaft und der Literaturgeschichte sowie deren Teilgebiete wie z. B. Rhetorik, Poetik, Metrik, Stilistik, Phonetik, Grammatik, Pragmatik, um nur einige zu nennen, bedient.

Der sprachwissenschaftliche Teilband geht davon aus, daß das Übersetzen ein Akt sprachlichen Handelns ist und die Übersetzung ein Text, in dem sich ein Text in anderer Sprache spiegelt und damit auch die Differenzen zwischen den beteiligten Sprachen zum Ausdruck kommen. Die Beschreibung von Übersetzungsvorgängen und die Analyse von Übersetzungen ist demnach nicht Gegenstand einer neu zu etablierenden Disziplin, sondern allein mit den Erkenntniszielen und Methoden der Sprachwissenschaft und aller ihrer Teilgebiete zu leisten.

Ein Gleiches gilt für die Beschreibung von literarischen Übersetzungen, die den Gegenstand des literaturwissenschaftlichen Teilbandes bilden. Da literarische Übersetzungen Repräsentationen von in anderer Sprache vorliegenden sprachlichen Kunstwerken sind, müssen für die Einzeluntersuchung ebenso wie für die Darstellung (übersetzungs-) kulturhistorischer Zusammenhänge allein die gesicherten Ergebnisse und die Methoden der Literaturwissenschaft, insbesondere der allgemeinen Literaturtheorie, der Hermeneutik und der vergleichenden Literaturwissenschaft, herangezogen werden. Die Sprachwissenschaft bleibt in diesem Zusammenhang für die Beschreibung der Mikrostrukturen belangvoll.

Geleitet von diesem Prinzip sehen die Verfasser auch die Notwendigkeit, die generell sprach- und literaturwissenschaftlichen Grundlagen in die universitäre Ausbildung von Übersetzern als zentralen Bestandteil einzubeziehen.

Aus diesen allgemeinen Grundüberlegungen heraus haben sich die vorliegenden Bände entwickelt, denen eine mehrfach erprobte gemeinsame Vorlesung der Verfasser zum Thema zugrunde liegt. Aus didaktischen Gründen ist der Charakter einer einführenden Vorlesung für die Publikation beibehalten worden. Es handelt sich um Grundlagenbände, die vom sprach- und literaturwissenschaftlichen Standpunkt aus die wesentlichen

Bereiche der Übersetzung und der Übersetzungsforschung darstellen, wobei sowohl systematische als auch kulturhistorische Gesichtspunkte eine Rolle spielen. Es wird versucht, einen gewissenhaften Überblick über die Entwicklung und das gegenwärtige Spektrum der Forschungsansätze zu bieten, diese von ihren Grundlagen aus zu erläutern und durch – meist eigene – Fallstudien, die der näheren Exemplifizierung und historischen Erhellung dienen, zu erläutern. Daraus ergibt sich, daß bekannte Ergebnisse, sofern die Verfasser ihnen zustimmen bzw. sich kritisch mit ihnen auseinandersetzen wollen, ebenso vorgestellt werden wie eigene Positionen, die nach Meinung der Verfasser neue Akzente setzen, daß darüber hinaus aber gerade auch die eigenen Forschungsergebnisse vorgestellt werden. Man mag also die vorliegenden Bände durchaus als ein hochschulpolitisches Bekenntnis zur Einheit von Forschung und Lehre ansehen. Insbesondere der literaturwissenschaftliche erste Band hebt neben dem Überblick über die Übersetzungsforschung im 20. Jahrhundert an ausgewählten Fallstudien zu eminenten Übersetzungsfällen der Literaturgeschichte die kulturhistorische Leistung von Übersetzungen und die kulturhistorische Dimension von Übersetzungsforschung hervor.

Von der ursprünglichen Überlegung, die Einheit des Gegenstandes und die Gemeinsamkeit des Anliegens durch einen gemeinsamen Band zu dokumentieren, sind die Verfasser abgerückt. Zum einen legte der Umfang des Vorhabens eine Aufteilung in zwei Teilbände nahe; zum anderen zeigte sich in der Sache, daß die sprachwissenschaftlichen und die literaturwissenschaftlichen Fragestellungen eine so grundsätzlich verschiedene Organisation des Materials und Systematik der Darstellung erforderten, daß auch von daher eine Aufteilung in zwei Teilbände geboten schien. Um die übereinstimmenden theoretisch-methodischen Grundlagen und die Gemeinsamkeit des disziplinübergreifenden Gegenstandes, auf den aus jeweils unterschiedlichen Wissenschaftsperspektiven reflektiert wird, zu dokumentieren, wurde für beide Teilbände ein gemeinsamer Obertitel gewählt.

Zur Einführung

Der vorliegende Band setzt andere Schwerpunkte als die bekannten Einführungen in die „Übersetzungswissenschaft“. Nur der erste Teil gilt den Problemen der Übersetzung im allgemeinen; im zweiten und dritten Teil werden die spezifisch linguistischen Aspekte der Übersetzungsforschung behandelt. Darunter ist all das zu verstehen, was an der Übersetzung sprachlich bedingt und damit sprachwissenschaftlichen Methoden zugänglich ist. Das Buch beruht auf einer Reihe von Vorlesungen, die der Verfasser in immer wieder neu bearbeiteter Form an zwei renommierten Ausbildungsstätten für Übersetzer und Dolmetscher gehalten hat – einige Male zusammen mit Norbert Greiner, dem Verfasser des literaturwissenschaftlichen Teils der *Grundlagen der Übersetzungsforschung*. Viele Examensarbeiten sind von diesen Vorlesungen angeregt worden, und ihre Ergebnisse sind später in die überarbeiteten Versionen eingeflossen.

Am Ende ist ein „Studienbuch“ im strengen Sinn des Wortes daraus geworden. Es ist nicht nur zum Lesen und Nachschlagen bestimmt wie der überwiegende Teil der Fachliteratur, sondern auch zum „Studieren“, d. h. zur selbständigen Ausarbeitung der in zahlreichen Abschnitten oft nur knapp vorgestellten Themenkomplexe. Der Band wendet sich daher nicht nur an Studierende, sondern auch an Dozentinnen und Dozenten: Sie sollen Anregungen zur Ausgestaltung problembezogener Übersetzungsübungen und zur Formulierung von Themen für Seminarreferate und Examensarbeiten erhalten.

Der von einigen Lesern möglicherweise als einschüchternd empfundene Fußnotenapparat kann bei der reinen Lektüre ohne Schaden für das Verständnis übergangen werden. Er ist nicht für die neugierigen Leser, sondern für die kritischen Benutzer bestimmt, die sich mit seiner Hilfe über das im Text selbst Gebotene hinaus informieren wollen. Bei den Literaturhinweisen werden sie häufig auf Arbeiten des Verfassers stoßen. Zwei unterschiedliche Motive waren es, die den Verfasser dazu bewogen haben, häufig auf frühere eigene Veröffentlichungen zu verweisen: Zum einen bestand das Bedürfnis, direkte oder indirekte Selbstzitate korrekt als solche kenntlich zu machen; zum anderen sollte der Leser darauf hingewiesen werden, daß der Verfasser ein im Text nur kurz aufgezeigtes Problem an anderer Stelle ausführlicher und gründlicher behandelt hat, als es im Rahmen einer Einführung möglich war. Viele der hier zitierten Veröffentlichungen waren von vornherein als „Vorstudien“ zu dem vorliegenden Band konzipiert.

Einige Leser werden daran Anstoß nehmen, daß nicht selten auf ältere Literatur zurückgegriffen wurde und manche weithin bekannten neueren Titel keine Berücksichtigung gefunden haben. Sie gehen recht in der Annahme, daß darin ein implizites Werturteil des Verfassers zu sehen ist. „Studienbücher“ sollen ihre Benutzer zunächst einmal mit Werken vertraut machen, die sich im Lehr- und Forschungsbetrieb bewährt haben und die als sinnvolle Ergänzung der im Text vermittelten Inhalte anzusehen sind. Darüber hinaus wird gelegentlich – vor allem in den „Lektürehinweisen“ am Ende jedes Kapitels – auch auf Arbeiten verwiesen, die nicht den ungeteilten Beifall des Verfassers finden, die ein kritischer Benutzer des Studienbuchs jedoch zur Kenntnis nehmen sollte.

Natürlich wendet sich die vorliegende Arbeit nicht nur an Übersetzungsforscherinnen und -forscher, sondern auch an künftige Übersetzerinnen und Übersetzer, an Dol-

metscherinnen und Dolmetscher, die sich nicht scheuen, während ihrer Ausbildung auch einmal über die theoretischen Grundlagen der im praktischen Unterricht vermittelten Fertigkeiten nachzudenken. Sie sollen nebenbei auch praktische Anleitungen und Hilfestellungen erhalten. Dazu dienen die zahlreichen Beispiele aus einigen »gängigen« europäischen Sprachen. Da das Buch für Studierende und Dozenten verschiedener Sprachkombinationen brauchbar sein soll, wurde häufig auf Sekundärliteratur in verschiedenen europäischen Sprachen verwiesen. Schwierigere Passus wurden – mit Ausnahme der englischen – übersetzt.

Der vorliegende Band enthält zahlreiche Übersetzungsbeispiele aus unterschiedlichen Sprachenpaaren, und bei der Mehrzahl von ihnen handelt es sich um Stellen aus literarischen Texten. Dazu scheinen einige Bemerkungen notwendig. Mit den Übersetzungen soll nichts »bewiesen« werden, weder in sprachlicher noch in übersetzerischer Hinsicht. Sie dienen lediglich der Veranschaulichung theoretischer Überlegungen. Wolfgang Pöckl spricht in diesem Zusammenhang von der „mäeutischen Qualität des Übersetzungsvergleichs“.¹ Das alles wird im sechsten Kapitel genauer erläutert. Die Anleihen bei der Literatur sollen, wie es eine illustre Kollegin so schön formuliert hat, „die Übersetzungsbeispiele ein wenig mit ihrem sprachlichen Witz und Glanz aufhellen“.² Als Linguist ist der Verfasser zwar für den sprachwissenschaftlichen Teil der *Grundlagen der Übersetzungsforschung* zuständig, er empfindet jedoch keine Berührungängste gegenüber der Literatur. Er hält die literarische Sprache nicht, wie einige seiner Kollegen, für eine »Abweichung« von der »gewöhnlichen« Sprache, sondern für deren voll entwickelte Form, in der alle meist nur andeutungsweise zu erkennenden Möglichkeiten der Sprache voll in Erscheinung treten.

Die Aufteilung des zu vermittelnden Stoffs wird bei einem so umfangreichen Gebiet wie dem hier behandelten immer Anlaß zur Kritik geben. So würde sicherlich mancher Leser erwarten, daß der Begriff der „Konnotation“ im fünften Kapitel im Zusammenhang mit der lexikalischen Semantik behandelt wird. Aus Gründen der Ökonomie der Darstellung und des hier vertretenen sehr spezifischen Verständnisses eben dieses Begriffs wird er jedoch erst im achten Kapitel als sozio-stilistisch zu interpretierendes Phänomen eingeführt. Es ist unmöglich, beim gegenwärtigen Stand unserer Disziplinen eine Einführung zu verfassen, die den verschiedenen »Schulen« in gleichem Maß gerecht würde. Das gilt auch für die vergleichsweise »strenge« Systemlinguistik. Von einer Einigung auf eine einigermaßen einheitliche Terminologie sind wir heute weiter entfernt als zu der Zeit, in der ein dominierendes „Paradigma“ den Wissenschaftsbetrieb bestimmte. Angesichts der Fülle von konkurrierenden Termini, bei denen es sich häufig um Quasi-Synonyme aus ganz unterschiedlichen Begriffssystemen handelt, hat sich der Verfasser nach Absprache mit seinem Lektor und seinem Verleger dazu entschlossen, auf die Erstellung eines Sachregisters zu verzichten. Das fein gegliederte Inhaltsverzeichnis ermöglicht eine „semantische Suche“, durch die die im Text behandelten Gegenstände und Sachverhalte gezielt erschlossen werden können. Die zahlreichen Querverweise leisten dabei zusätzlich Hilfe.

¹ Vgl. Pöckl 2002.

² Macheiner 1995, 351.

I. Allgemeine Gesichtspunkte

1. Der Beitrag der Linguistik zur Übersetzungstheorie und -praxis

Den Anfang soll ein Beispiel machen, aus dem hervorgeht, daß man durchaus Zweifel an der alleinigen Zuständigkeit der Sprachwissenschaft für das Problem der Übersetzung anmelden kann:

In einer deutschen Literaturzeitschrift erschien vor längerer Zeit unter dem Titel „Japanisches Nachtlied“ eine Gedichtübersetzung folgenden Wortlauts:

Stille ist im Pavillon aus Jade
Krähen fliegen stumm
zu beschneiten Kirschbäumen im Mondlicht.
Ich sitze
und weine

Ohne Japanisch zu können – meine Leser brauchen es auch nicht zu können – kann ich zeigen, daß der Übersetzer erstens ein Stümper war und daß zweitens die Sprachwissenschaft ihm nicht geholfen hätte, seinen elementaren Fehler zu vermeiden. Sie haben soeben eine deutsche Übersetzung einer französischen Übersetzung einer japanischen Übersetzung von Goethes berühmtem Gedicht *Über allen Gipfeln ist Ruh* gelesen – vermutlich wußte bereits der zweite Übersetzer in der Kette nicht mehr, auf welches Original sein Text zurückging:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.¹

Man kann dem Übersetzer hier zwar philologische Schlamperei, aber schwerlich fehlendes linguistisches Wissen vorwerfen. Ein guter Übersetzer kümmert sich immer erst einmal um die Quellen seines Textes.

Mit Hilfe sprachwissenschaftlicher Mittel könnte man in unserem Fall allenfalls versuchen zu rekonstruieren, wie es zu den erheblichen Abweichungen zwischen Original und indirekter Rückübersetzung gekommen ist. Aber auch dazu wären unbedingt Kenntnisse aus anderen Gebieten nötig, die nichts mit Sprachwissenschaft zu tun haben: Kenntnisse über japanische Kultur und über die Tradition der lyrischen Formen Japans, Deutschlands und nicht zuletzt Frankreichs, das als Mittlerland auftritt. Immerhin können wir aus diesem Beispiel gleich zu Beginn eine wichtige Feststellung im Hinblick auf die Übersetzung machen: Keine Übersetzung bewahrt zuverlässig alle Merkmale des Originals; auch eine extrem »wörtliche« Übersetzung tut dies nicht. Bei dem angeführten

¹ *Ein Gleiches*; üblicherweise: *Wanderers Nachtlied*. Vgl. Italiaander 1968.

Beispiel handelt es sich um eine »Übersetzung aus dritter Hand« und gleichzeitig um eine Rückübersetzung. Ich habe schon mehrfach in verschiedenen Übungen Rückübersetzungen aus dem Französischen und Italienischen ins Deutsche anfertigen lassen. In der Regel ließ sich der Wortlaut des Ausgangstexts auch aus dreißig Einzelübersetzungen nicht vollständig rekonstruieren.

Zurück zu unserem Beispiel. Ich möchte gleich zu Anfang betonen, daß ich in diesem linguistischen Teil der Einführung keineswegs einer ungehemmten Linguistisierung der Übersetzungsproblematik das Wort reden möchte; ich werde immer wieder auf Übersetzungsprobleme hinweisen, die mit den Mitteln der Linguistik allein nicht zu lösen sind. Nun aber zunächst einmal einige Überlegungen zur Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Übersetzung:

1.1 Übersetzbarkeit vs. Unübersetzbarkeit. Sprachliche und nicht-sprachliche Übersetzungsprobleme

Die Grenzen der Zuständigkeit der Linguistik lassen sich, wie so vieles, am besten *ex negativo* aufzeigen, nämlich anhand der Einwände, die seit mindestens zweitausend Jahren immer wieder gegen die Möglichkeit der Übersetzung erhoben worden sind. Ich glaube, daß sich die ganze Vielfalt der Argumente, die in diesem Zusammenhang vorgebracht worden sind, auf drei Grundtypen reduzieren lassen:

1.1.1 Die Unmöglichkeit der direkten Beobachtung von Bedeutung bzw. die Unmöglichkeit, intersubjektiv verifizierbare Kriterien für die Bestimmung der Bedeutung anzugeben

Unter „intersubjektiv verifizierbar“ verstehe ich das, was man umgangssprachlich „objektiv“ nennt. So ist die Behauptung „Katrin wiegt 59 Kilo“ »intersubjektiv verifizierbar«, weil es eine allgemein anerkannte Methode gibt, mit deren Hilfe jeder Beliebige ihren Inhalt überprüfen kann.

1.1.2 Die fundamentale Verschiedenheit der semantischen Strukturen der Einzelsprachen und die daraus resultierende Unmöglichkeit der Existenz genauer inhaltlicher Äquivalente zwischen zwei Sprachen

Kein Wort entspricht genau einem anderen in einer anderen Sprache, kein französisches Tempus genau einem deutschen, kein deutsches Suffix wie z. B. *-ung* läßt sich immer durch dasselbe französische Suffix, z. B. durch *-age* wiedergeben usw. usf. So entspricht z. B. dem deutschen Wort *Geheimnis*, wenn damit etwas dem menschlichen Verstand Undurchdringliches gemeint ist, das französische Wort *mystère*. Ist mit *Geheimnis* jedoch ein Sachverhalt gemeint, der einem Dritten nicht mitgeteilt werden soll, so sagt man dazu im Französischen nicht *mystère*, sondern *secret*. Die englischen Wörter *mystery* und *secret* entsprechen in diesem Fall ziemlich genau den französischen. Bemerkenswerterweise lassen sich allerdings auch im Deutschen diese beiden Bedeutungskomponenten isolieren: bei *geheimnisvoll* entspricht der erste Bestandteil dem Inhalt von „mystère“; beim Adjektiv *geheimnistuerisch* demjenigen von „secret“.

1.1.3 Die Ungleichheit des kulturellen Umfeldes, innerhalb dessen die jeweiligen Sprachen als Kommunikationsmittel dienen

Wie soll ich den Psalmenvers

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt“ (Psalm 121,1)

für die Indianer auf der Halbinsel Yucatán übersetzen, wo es über mehrere hundert Kilometer hinweg keinen Berg gibt?

Nachdem die drei klassischen Einwände gegen die Übersetzbarkeit kurz vorgestellt wurden, wollen wir uns nun etwas ausführlicher mit ihnen beschäftigen:

Ad 1) – Der erste Einwand, d. h. die Unmöglichkeit, das Phänomen „Bedeutung“ intersubjektiv zu überprüfen, führt uns zu den Schlagworten *Behaviorismus*, *Antimentalismus* und *Deskriptivismus*, die in der Geschichte der Psychologie und der Sprachwissenschaft eine wichtige Rolle gespielt haben.

Die Behavioristen, eine amerikanische Schule innerhalb der Psychologie, die den Positivismus des 19. Jahrhunderts radikalisiert hat, wollten nur solche Sachverhalte als der Wissenschaft zugänglich akzeptieren, die sich unmittelbar beobachten lassen. Sprachliche Bedeutungen liegen aber nun einmal primär nur in Form von Bewußtseinsinhalten vor. Wer eine Bedeutung, eine Intention oder etwas Ähnliches erfassen will, muß „in sich selbst hineinschauen“. Man nennt das *Introspektion*. Introspektion gilt den Behavioristen – unter ihnen auch der bedeutende amerikanische Linguist Leonard Bloomfield – nicht als zulässige Methode der Datengewinnung; daher die sogenannte „Bedeutungsfeindlichkeit“, der „Antimentalismus“ der klassischen amerikanischen Linguistik. Diese Position wird in schlechten Handbüchern immer wieder falsch dargestellt: Es ging nicht um die Leugnung des Phänomens der Bedeutung, sondern lediglich um methodische Askese: Bedeutungen können so, wie sie sich dem Menschen unmittelbar darbieten, nämlich als Inhalte des eigenen Bewußtseins, nicht als Gegenstände wissenschaftlicher Untersuchung zugelassen werden.²

Es gibt, je nach wissenschaftstheoretischer Grundüberzeugung, zwei mögliche Reaktionen auf diese Schwierigkeit:

a) Die Flucht „nach vorn“: Man akzeptiert, daß man sich auf schwankendem Boden befindet und macht eben diese Tatsache zum eigentlichen Gegenstand der Bemühungen. Aus diesem Bestreben entwickelt sich zunächst eine Kunst der Auslegung von Texten, die später zu einer allgemeinen Theorie des Verstehens ausgeweitet wird, zu einer Theorie, die vor allem im deutschen Kulturkreis „Hermeneutik“ genannt wird. Dieser gesamte Problemkreis kann hier noch nicht diskutiert werden. Es sei zunächst nur festgehalten, daß die Disziplin der Hermeneutik außerhalb der Kompetenz des Linguisten liegt. Einer der Begründer der neueren philosophischen Hermeneutik, Friedrich Schleiermacher, hat im Jahre 1813 eine Abhandlung zu den Problemen der Übersetzung verfaßt, die bis heute sehr häufig zitiert wird, weil dort u. a. die Unterscheidung zwischen „einbürgerndem“ und „verfremdenden“ Übersetzen begründet wird.³ Schleiermacher selbst verwendet diese Termini allerdings nicht.

² Vgl. u. a. Bartschat 1996, 132 ff.; Geier 1998, 144 ff.; Pelz 1998, 181.

³ Schleiermacher 1813/1838.

b) Die Vermeidung der Schwierigkeit dadurch, daß man den Komplex Bedeutung, Verstehen von Bedeutung, Verstehen der Intention eines Autors usw. in etwas unmittelbar Beobachtbares überführt, nämlich in Verhalten (daher der Terminus *Behaviorismus*). Es gibt Fälle, wo so etwas sinnvoll ist und auch üblicherweise getan wird: Man sagt zu einem Kind: „Bring mir die Brille!“ Wenn es dann die Brille tatsächlich bringt, gilt die Äußerung als verstanden. Was muß nun aber jemand nach der Lektüre von Kants *Kritik der reinen Vernunft* tun – wie muß er sich verhalten – um zu demonstrieren, daß er den Text verstanden hat?

Interessanterweise werden auch in der neueren deutschen Übersetzungswissenschaft, die sich selbst keineswegs als behavioristisch versteht, Versuche unternommen, dem Problem des Verstehens dadurch aus dem Weg zu gehen, daß man es zu einem Problem des Sich-Verhaltens macht. So schreibt Hans J. Vermeer in einem Aufsatz, der im Jahr 1980 erschienen ist:

Der sorgsam rezipierte und interpretierte ausgangssprachliche Text ist Grundlage für die Translation. Rezeption und Interpretation gehen so in die Translation mit ein. Sie werden zu Faktoren der Beurteilung einer Translation. Dabei erlaubt die vorstehende Formulierung, den schwierigen Begriff des „Verstehens“ vorläufig aus der Translationsstheorie auszuschalten (...) Ob ein Textsinn verstanden wurde, ist ja nur aus den Folgehandlungen indirekt abzulesen: Ein Text gilt als verstanden, wenn zu keiner Folgehandlung ein wie auch immer gearteter Protest erfolgt.⁴

Vermeer meint offenbar mit „Protest gegen Folgehandlungen“ den Protest des Autors gegenüber Folgehandlungen des Lesers. Dies ist wiederum recht praktikabel in einem Fall wie dem Satz: „Bring mir die Brille!“ Bringt das Kind dem Sprecher einen Zahnstocher oder schlimmer, wirft es die Brille zum Fenster hinaus, so könnte ein unbeteiligter Dritter aus dem wie immer gearteten Protest auf diese Folgehandlung schließen, daß der Text *nicht* verstanden wurde. Geht das aber immer so einfach?

Nehmen wir ein weiteres, verhältnismäßig einfaches Beispiel: Jemand hat im Religionsunterricht die zehn Gebote gründlich gelesen und kommentiert, was ihn nicht daran hindert, zu fluchen, seine armen, schwachen Eltern ganz abscheulich zu behandeln, hin und wieder auch mal jemanden umzubringen und vor allem nicht nur des Nächsten Weib, sondern auch sein Hab und Gut äußerst hartnäckig zu begehren. Der wie auch immer geartete Protest des enttäuschten Religionslehrers bleibt nicht aus. Können wir daraus *ex negativo* schließen, daß unser lebenskräftiger Bibelleser den Text nicht verstanden habe?

Ich möchte hier keineswegs einem harten Radikalempirismus in Sprach- und Übersetzungswissenschaft das Wort reden. Hin und wieder soll uns diese extrem positivistische Einstellung dennoch als heilsames Korrektiv dienen, vor allem in der Frage der sogenannten *Invarianzforderungen*. Genaueres hierzu im nächsten Kapitel, hier nur eine vorläufige Definition: Unter „Invarianzforderungen“ versteht man die Entscheidung darüber, was bei der Übersetzung unbedingt erhalten bleiben soll.

Dies kann vielerlei sein: Der Inhalt, d. h. die im Text mitgeteilten Sachverhalte, der Sinn des Textes, d. h. das, was der Autor »eigentlich« sagen will, der Stil, die Wirkung des Textes auf den Leser usw. usf. Die Erhaltung all dieser Faktoren läßt sich ohne weiteres fordern,

⁴ Vermeer 1980, 251 f.

und viele dieser Forderungen klingen durchaus »vernünftig«. Weit schwerer ist es jedoch, zweifelsfrei festzustellen, ob überhaupt und inwieweit diese Forderungen erfüllt wurden.

Das folgende Beispiel verweist uns auf ein Problem, das uns immer wieder beschäftigt wird. „Bedeutung“ oder „Sinn“ eines Textes – so könnte man sagen, und so sagt man auch tatsächlich – entsteht erst im Bewußtsein dessen, der den Text zur Kenntnis nimmt. Ergo gibt es ebenso viele Bedeutungen oder »Sinne« eines Textes wie es Verstehensvorgänge, oder – vornehmer ausgedrückt – „Rezeptionsakte“ gibt. Es handelt sich hier um ein auf den ersten Blick plausibles, bei genauerem Hinsehen jedoch gefährliches und irreführendes Argument. Das vorhin zitierte Goethegedicht gibt uns Gelegenheit, die damit verbundene Problematik vorläufig zu diskutieren:

Es geht um die beiden letzten Verse des berühmten Gedichts:

Warte nur, balde/ ruhest du auch

Goethe hat diesen Text am 6. September 1780 – er war also 31 Jahre alt – nach einem erfüllten, arbeitsreichen Tag an die Bretterwand der Jagdhütte auf dem Kickelhahn im Thüringer Wald geschrieben. Ich will jetzt keine Interpretation versuchen. Ich möchte lediglich behaupten, daß die beiden letzten Verse, im Umfeld der Bedingungen ihrer Entstehung betrachtet, als Ausdruck einer zufriedenen, heiter-gelassenen Erwartung des Schlafs gedeutet werden dürfen. Dies mag der »Sinn« dieser Verse sein, wenn man den „Sinn“ mit der Intention des Autors im Augenblick der Entstehung des Textes identifizieren möchte. Nun wissen wir, daß Goethe einundfünfzig Jahre später, kurz vor seinem Tode, am 27. August 1831, nochmals den Kickelhahn bestiegen hat, um sein Gedicht, an dem ihm offenbar viel lag, am Ort der Entstehung noch einmal zu lesen. Er soll es, Zeugen zufolge, halblaut vorgelesen haben und im Anschluß an die beiden Verse „warte nur, balde/ ruhest du auch“ in wehmütige Betrachtungen versunken sein. Eines scheint mir sicher: An diese Lesart des Textes, die sich ihm im hohen Alter aufdrängte, hatte Goethe als Dreißigjähriger nicht gedacht, als er – müde und zufrieden – die Verse an die Wand neben seiner Schlafstätte schrieb. Und doch rechtfertigt der Text eine solche Lesart. Wir können also unseren eigenen Texten in einer späteren Lebensphase einen ganz neuen Sinn geben.

Heißt das nun, daß wir diesen Umständen bei der Übersetzung Rechnung zu tragen hätten, daß wir uns für einen der beiden möglichen Textsinne bei der Übersetzung zu entscheiden hätten, daß wir entweder die Lesart „Abendfriede und Erwartung des erfrischenden Schlafes“ oder „Todesahnung“ bei der Übersetzung »herausarbeiten« müßten? Nein! Wer so etwas fordert – und manche Leute fordern so etwas – erliegt einem Mißverständnis. Man kann beim Übersetzen überhaupt nie einen konkreten und einmaligen Akt des Verstehens wiedergeben, selbst wenn man dies wollte. Übersetzen heißt in jedem Fall, einen neuen Text verfassen, und dieser neue Text kann – wenn nur die entsprechenden äußeren Bedingungen eintreten – wiederum völlig anders verstanden werden, als es der Übersetzer bei der Anfertigung seiner Übersetzung sich vorgestellt hat. Texte – das ist eine Banalität – sind in kommunikativer Hinsicht nie völlig eindeutig, sondern ziemlich unbestimmt. Vielfältige Umstände sind es – man spricht in einer modernen Form der Hermeneutik von „Verstehenshorizont“ – durch die die im Text angelegten Verständnismöglichkeiten konkretisiert, festgelegt werden. Wir haben uns als Übersetzer nur in bestimmten Fällen darum zu kümmern. In vielen anderen Fällen haben wir nicht das zu übersetzen, was wir verstanden zu haben glauben, sondern das, was *dasteht*. Das klingt extrem naiv und steht im Widerspruch zu dem, was man in den meisten neueren Büchern

zur Übersetzungswissenschaft lesen kann, ist aber durchaus ernst gemeint. Es ist gerade ein Charakteristikum jeder Sprache, daß sie es dem Sprecher ermöglicht, wesentliche Aspekte dessen, was in einem Text gemeint sein kann, entweder in der eigenen oder in einer anderen Sprache wiederzugeben, und zwar auch dann, wenn der Sprecher *nicht* sicher ist, den Text wirklich verstanden zu haben. Vielleicht wird das ein wenig klarer, wenn wir uns nun dem zweiten Argument zuwenden, das gegen die Möglichkeit des Übersetzens vorgebracht wurde:

Ad 2) Was diesen zweiten Einwand gegen die Möglichkeiten des Übersetzens betrifft, die fundamentale Verschiedenheit der semantischen Strukturen der Einzelsprachen, so kann ich mich hier kurz fassen, denn um eben diese Verschiedenheiten wird es im zweiten Teil des vorliegenden Bandes gehen.

Der Philosoph Friedrich Schleiermacher, von dem bereits die Rede war, der Begründer der neueren Hermeneutik in Deutschland, hat das Problem erkannt und klar formuliert (allerdings in der für uns heute schwer verständlichen Sprache des deutschen Idealismus):

Die Nachbildung [i.e. eine von Schleiermacher kritisierte Form der Übersetzung] ... beugt sich unter der Irrationalität der Sprachen; sie gesteht, man könne von einem Kunstwerk der Rede kein Abbild in einer anderen Sprache hervorbringen, das in seinen einzelnen Theilen den einzelnen Theilen des Urbildes genau entspräche, sondern es bleibe bei der Verschiedenheit der Sprachen, mit welcher so viele andere Verschiedenheiten wesentlich zusammenhängen, nichts anderes übrig, als ein Nachbild auszuarbeiten, ein Ganzes aus merklich von den Theilen des Urbildes verschiedenen Theilen zusammengesetzt, welches dennoch in seiner Wirkung jenem Ganzen so nahekomme, als die Verschiedenheiten des Materials es nur immer gestatte.⁵

Wichtig in dem Zusammenhang, um den es mir hier geht, ist der Passus: „Irrationalität ... [die] durch alle Elemente zweier Sprachen hindurchgeht⁶. Man hat später viel in diese Stelle hineingeheimnißt. „Irrational“ ist hier jedoch eindeutig im mathematischen Sinn zu verstehen. Gemeint ist also, daß es zwischen den zeichenhaften Elementen zweier Sprachen – das können Wörter, aber auch Wortbildungselemente oder grammatische Erscheinungen sein – keine durch einfache Brüche ausdrückbare Relationen gibt. Das heißt in einer etwas praktischeren Sprechweise: Es gibt nicht nur keine 1:1-Entsprechungen zwischen verschiedenen Sprachen, sondern es gibt strenggenommen auch keine 1:2-, 1:3-, oder „Eins zu Viele-Entsprechungen“.

Wir wollen uns das nun anhand einiger einfacher Beispiele klar machen:

Er trug eine schwere <i>Tasche</i>	cartable, serviette
Er hatte kein Geld in der <i>Tasche</i>	poche, sac, sacoche

Für das deutsche Wort *Tasche* kommen als Äquivalente im Französischen *poche*, *sac*, *sacoche*, *cartable*, *serviette* und einiges andere mehr in Frage, wobei das Wort in den beiden deutschen Sätzen auf keinen Fall durch dasselbe französische Wort wiedergegeben werden kann. Andererseits können die meisten der hier genannten französischen Wörter in bestimmten Fällen durch ganz andere deutsche Wörter wie *Mappe*, *Ranzen*, *Sack*, *Beutel* usw. wiedergegeben werden. Vergleichbares gilt für englische Wörter wie *pocket*, *bag*,

⁵ Schleiermacher 1813/1838, 216f.

⁶ Ibid., 212.

case usw. Diese deutschen Wörter haben nun wiederum ganz unterschiedliche Äquivalente in anderen Sprachen; kurz und gut, wenn man die Suchrichtung innerhalb eines Sprachenpaars nur wenige Male umkehrt, erhält man ein überaus komplexes Netz von möglichen Äquivalenten. Darüber hinaus kann der Begriff „Tasche“ durch ein im Deutschen besonders produktives Verfahren vielfach modifiziert werden, durch die Wortzusammensetzung, in unserem Fall etwas genauer und technischer, durch die Nominalkomposition: *Hosen-, Westen-, Einkaufs-, Sattel-, Akten-, Stofftasche* usw. usf. Auf diese Präzisierung wird jedoch im allgemeinen bei Wiederholungen im Text verzichtet. Wenn vorher schon einmal von einer *Aktentasche* die Rede war, kann es später im Text einfach heißen: „Er stellte die *Tasche* hinter dem Sofa ab“. Die Wahl eines geeigneten Äquivalents im Zielsprachlichen Text muß also in diesem Fall unter Rückgriff auf den vorausgehenden Text getroffen werden.

Ein weiteres Beispiel:

Il s'était trompé	Er hatte sich getäuscht
He had been mistaken	S'era ingannato
Se había engañado	Tinha-se enganado ⁷

Wir haben es hier mit einem ganz einfachen Sätzchen zu tun, das so »wörtlich« wie nur irgend möglich übersetzt wurde. Dennoch gibt es zwischen den sechs beteiligten Sprachen keine genaue formale Entsprechung: Die Hilfsverben sind verschieden – sogar zwischen den eng verwandten Sprachen Spanisch und Portugiesisch, das Spanische verwendet *haber*, das Portugiesische *ter* (entspricht dem Spanischen *tener*) als Hilfsverb – die Tempora sind unterschiedlich, ebenso das Vorkommen von Personal- und Reflexivpronomina. Auch die Wörter für „täuschen“ bedeuten nicht alle genau dasselbe: In einem Satz wie „Elle avait trompé son mari“ müßte das Verb *tromper* im Deutschen durch *betrügen* wiedergegeben werden.

Wer von der Übersetzung verlangt, sie müsse – wie es Schleiermacher ausgedrückt hat – „ein Abbild in einer anderen Sprache hervorbringen, das in seinen einzelnen Theilen den einzelnen Theilen des Urbilds genau entspricht“ (vgl. oben), der verlangt etwas Unmögliches (Schleiermacher selbst hat dies – wie aus dem Zitat hervorgeht – übrigens *nicht* verlangt). Es geht ja bei der Übersetzung normalerweise nicht darum, die einzelsprachlichen Bedeutungen und Satzstrukturen mit Hilfe einer anderen Sprache nachzubilden, sondern es geht darum, etwas mit den Mitteln einer Sprache Ausgedrücktes mit Hilfe durchaus unterschiedlicher Mittel einer anderen Sprache gleichwertig und adäquat, d. h. den jeweiligen Umständen angepaßt, wiederzugeben. Und gerade dabei kann die Sprachwissenschaft helfen, sie kann in systematischer Form – nicht in kasuistischer, wie dies in den meisten Übersetzungsübungen zu geschehen pflegt – ermitteln, mit welchen spezifischen Mitteln die beim Übersetzen beteiligten Sprachen etwas Vergleichbares auszudrücken pflegen. Und dazu gehört auch – das sei hier bereits betont – die Feststellung, in welchen Fällen man in einer Sprache auf den Ausdruck einer inhaltlichen Unterscheidung verzichten kann, die in einer anderen Sprache *notwendigerweise* ausgedrückt werden muß:

Hierzu wiederum einige schlichte Beispiele:

[If that's the way he treats his friends], *heaven* help his enemies!
There were birds flying up into the sky.

⁷ Vgl. Wandruszka 1969, 447.

Im Deutschen wird hier in der Regel *Himmel* erscheinen; jede künstliche Differenzierung der beiden englischen Bedeutungen ist, abgesehen von sehr spezifischen Fällen (vgl. unten 5. 6. 3) völlig unangebracht.

Jérôme *parut*. Il *souriait*.
Jérôme *trat* ein. Er *lächelte*.⁸

Der obligatorische Tempusunterschied im Französischen wird in diesem Fall im Deutschen eingeebnet.

busco un profesor; busco un hombre que *sepa* nadar
busco *a* un professor; busco *a* un hombre que *sabe* nadar

Im ersten Fall handelt es sich um einen beliebigen Professor, um einen beliebigen Mann, im zweiten um eine konkrete Person, die, obwohl in der Funktion eines Akkusativobjekts im Spanischen, mit dem Morphem *a* eingeführt werden muß. In beiden Fällen sollte der Übersetzer sich davor hüten, aus lauter Freude daran, daß er diese subtilen Unterscheidungen seiner Arbeitssprachen genau kennt, eben diese Unterschiede im Deutschen auf Teufel komm raus nachzubilden. Auch hier gibt es freilich Fälle, in denen so etwas durchaus angebracht sein könnte.

Es gehört geradezu zum guten Ton, in diesem Zusammenhang einen berühmten Satz von Roman Jakobson zu zitieren:

„Languages differ essentially in what they *must* convey and not in what they *may* convey“.⁹

Zur Überwindung der Schwierigkeiten, die mit dem zweiten Einwand zusammenhängen – ich halte sie weiterhin hartnäckig für diejenigen, die bei der praktischen Arbeit des Übersetzers die größte Rolle spielen – kann die Linguistik einen gewichtigen Beitrag leisten. Das wird noch genauer auszuführen sein. Zunächst jedoch zu unserem dritten Einwand:

Ad 3) Wir sind bei den natürlichen und kulturellen Unterschieden angelangt, die von vielen Übersetzungswissenschaftlern besonders hervorgehoben werden, wenn es darum geht, die Bedeutung der Sprachwissenschaft für die Übersetzung zu relativieren. Ich beginne wiederum mit einem Beispiel:

Du siehst also, sagte X, daß die Hauptverdächtigen zu der Zeit ganz woanders waren. Was verstehst du darunter, wollte Y wissen. Er war in gereizter Stimmung, da X ihn ohne Frühstück hier nach Z geschleppt hatte.

Meinst Du damit, daß sie den Mordschauplatz nicht erreichen konnten, ohne über hundertsechszwanzigtausend Meilen pro Sekunde zu fahren? Wenn nicht, so waren sie nicht ganz woanders, sondern nur relativ und scheinbar woanders.¹⁰

Ich glaube, man kann behaupten, daß diese Übersetzung schlecht ist, und zwar ohne das Original zu konsultieren. Werner Koller spricht in einem solchen Fall von „ausgangstextunabhängiger Übersetzungskritik“, Katharina Reiß von „zieltextrabhängiger Überset-

⁸ Vgl. Wandruszka 1969, 353.

⁹ Jakobson 1959, 236.

¹⁰ Dorothy Sayers: *Feuerwerk* (*In the Teeth of Evidence*), Klagenfurt o. J., S. 19 (Text leicht modifiziert).

zungskritik“.¹¹ Diese Form der Kritik, die in der Praxis häufig vorkommt, ist im allgemeinen abzulehnen; hier ist sie jedoch durchaus möglich. Der Übersetzer hätte hier die Geschwindigkeitsangabe in Kilometer pro Sekunde, also in das kontinentaleuropäische System umrechnen müssen. Ich bin keineswegs der Ansicht, daß dergleichen grundsätzlich zu geschehen habe, in gewissen Fällen kann z. B. die Beibehaltung des ursprünglichen Systems zur Erzeugung eines gewissen »Lokalkolorits« beitragen. In diesem besonderen Fall wäre jedoch eine Umrechnung unbedingt geboten gewesen: Es geht hier um eine sogenannte Naturkonstante, um die Lichtgeschwindigkeit (299793 km/sec, also ungefähr 300 000 Kilometer pro Sekunde), und damit verbunden ist eine Anspielung auf die spezielle Relativitätstheorie. Der deutsche Leser versteht diese Anspielung viel müheloser (was bei einem Kriminalroman durchaus anzustreben ist), wenn die Geschwindigkeit in der ihm vertrauten Maßeinheit angegeben wird.

Es kann nicht der geringste Zweifel daran bestehen, daß dergleichen Probleme sich dem Übersetzer stellen und daß die Sprachwissenschaft *nicht* für ihre Lösung zuständig ist. Ich habe jedoch den Eindruck, als würde dieser Typ von Schwierigkeit von manchen Übersetzungstheoretikern unnötig hochgespielt. So schreibt z. B. Ortega y Gasset in seiner berühmten Abhandlung *Miseria y esplendor de la traducción* [Glanz und Elend der Übersetzung]:

Da die Sprachen in verschiedenen Landschaften und unter dem Einfluß verschiedener Lebensumstände und -erfahrungen gebildet wurden, ist ihre Inkongruenz ganz natürlich. So ist es zum Beispiel falsch, anzunehmen, daß das, was der Spanier *bosque* nennt, das gleiche sei, was der Deutsche „Wald“ heißt, und doch sagt uns das Wörterbuch, das Wald *bosque* bedeutet.¹²

Zunächst einmal muß man hierzu folgendes bemerken: Die »Wörterbuchmacher«, die Lexikographen, sind nicht ganz so naiv, wie sie von manchen Sprachwissenschaftlern und Übersetzungswissenschaftlern hingestellt werden. So manches, was in übersetzungswissenschaftlichen Arbeiten als teuflisches Problem identifiziert und analysiert wird, haben sie ebenfalls schon erkannt, und in praktischem Biedersinn bieten sie Lösungen an, die oft gar nicht einmal so schlecht sind. So wird der Benutzer des SLABY-GROSSMANN – ein gängiges spanisch-deutsches Wörterbuch – keineswegs zu der Annahme verleitet, das spanische Wort *bosque* bedeute ganz einfach „Wald“. Er findet dort nämlich *Wald, Busch, Gehölz, Hain* und begreift damit sofort, daß er *bosque* nicht einfach mit *Wald* gleichsetzen darf.

Immerhin ist das Problem der Kulturspezifik interessant genug. Es gehört zwar gerade nicht zum engeren Thema dieses Buchs, soll aber hier doch kurz skizziert werden: Es lassen sich verschiedene Typen von *Realia*, von Gegenständen und Sachverhalten in der außersprachlichen Wirklichkeit unterscheiden, die bei der Übersetzung Schwierigkeiten bereiten können (Koller verwendet den etwas sperrigen Ausdruck *landeskonventionelle Elemente*)¹³. Ich werde hier vier Typen von Realien, bzw. Kulturspezifika unterscheiden (der Terminus *Realien* ist umfassender, da er „Naturgegenstände“ einschließt):

¹¹ Koller 1979, 206 ff. (In der neuesten Auflage, ⁸2011, erscheint dieser Terminus nicht mehr); Reiß 1971, 23.

¹² Zitiert nach Störig ³1973, 300.

¹³ So z. B. Koller 1979, 197f. In der neuesten Ausgabe seiner Einführung (⁸2011) wurde der Terminus *kulturspezifisch* hinzugefügt: *landeskonventionelle/kulturspezifische Elemente*.

a) *Naturgegenstände*, d. h. Tiere, Pflanzen, Landschaftsformen, die nur in bestimmten Gegenden vorkommen.

Hier hat sich der Übersetzer zu fragen, ob diese Naturgegenstände über ihr natürliches Vorkommensgebiet hinaus allgemein bekannt sind oder nicht. Dies ist bei Tieren wie *Löwe*, *Tiger*, *Giraffe* usw. zweifellos der Fall, bei Erscheinungen wie *garrigue*, *macchie*, *Taiga*, *Geest* jedoch nicht. Manchmal stellt sich das Problem auch innerhalb einer Sprachgemeinschaft: Nicht alle Süddeutschen wissen mit den deutschen Worten *Geest* „in Küstennähe gelegenes, im Vergleich zur fruchtbaren Marsch höher gelegenes, sandiges Gebiet“ oder *Brink* „grasiger Hügel“ viel anzufangen. Ähnlich könnte es einem normanischen Bauer mit dem französischen Wort *garrigue* „terrain aride à sous-sol calcaire de la région méditerranéenne“ gehen.

b) *Artefakte* (vom Menschen gemachte, für bestimmte Kulturen charakteristische Gegenstände).

Hier gilt mutatis mutandis das, was soeben zu den Naturgegenständen bemerkt wurde: *Spag(h)etti*, *Tortellini*, die *Baguette*, *Roastbeef* sind, wenn man einmal von Aussprache und Schreibung absieht, weit über ihr ursprüngliches Herkunftsgebiet hinaus verbreitet. Bei *gnocchi*, *trenette*, *Pumpernickel*, *Hefeweizen*, *churros*, *Borschtsch* ist das in weit geringerem Umfang der Fall. Im Zeitalter der Globalisierung verringert sich der Anteil der wirklich spezifischen Artefakte ständig: Vor dreißig Jahren waren *Tortellini* in Deutschland weitgehend unbekannt; im Sommer 2003 konnte man in fast jeder besseren Kneipe im Westen der Vereinigten Staaten *Hefeweizen* erhalten (das allerdings eher einer belgischen *bière blanche* ähnelt als einem deutschen *Hefeweizen*). Auch hier stellt sich das Problem gelegentlich innerhalb einer Sprachgemeinschaft: Den Karlsruhern ist der Bielefelder *Pickert* ebenso unbekannt wie den Bielefeldern der Karlsruher *Dampedei*.¹⁴

c) *Landes- oder kulturspezifische Institutionen*:

Vin d'honneur, *Collège*, *public school*, *appello straordinario*, *Bausparkasse*, *Kehrwoche* (*Hausordnung*), *chateo*.

Für die durch diese Wörter bezeichneten Einrichtungen gibt es in anderen Ländern keine genauen Äquivalente. Der Übersetzer muß sich hier von Fall zu Fall entscheiden, ob er die Ausdrücke einfach stehen lassen soll, (z. B. *public school*, in der Hoffnung, der deutsche Leser werde schon wissen, daß damit eigentlich keine „öffentliche“ Schule gemeint ist), ob er selbst ein dem spezifischen Verwendungsfall angemessenes Äquivalent prägen soll, z. B. *Ferienexamenstermin* für *appello straordinario*, oder ob er zu Erklärungen bzw. Fußnoten greifen soll, z. B. für *chateo*: „Ausdruck für die in Spanien früher verbreitete Gewohnheit, vor dem Abendessen mehrere Bars aufzusuchen und dort Aperitifs und Appetithäppchen zu sich zu nehmen.“¹⁵ Zu den „Institutionen“ im weitesten Sinne lassen sich auch hoch konventionalisierte Sprechakte rechnen wie z. B. der in Deutschland vor dem Essen geäußerte Gruß oder Wunsch *Mahlzeit!* (historisch gesehen eine Ellipse aus „gesegnete Mahlzeit“), der bei vielen Ausländern Befremden erregt. Ähnlich verhält es sich mit Trinksprüchen wie *à votre santé*, *Prost!* (aus lateinisch *prosit* „es möge nützen“) oder mit dem neuerdings bei feinen Leuten verpönten Ausruf *Gesundheit!*, der die durch

¹⁴ *Pickert*: „Art von Kuchen aus Kartoffelteig“; *Dampedei*: „Weckmann aus Hefeteig“.

¹⁵ Von *chato* „kleines Glas“; üblich ebenfalls *tapeo* zu *tapa* „Appetithäppchen“.

Niesen angekündigte Krankheit abwenden soll; der entsprechende französische Ausruf *à vos souhaits!* hat einen ganz anderen Stellenwert. Daraus erwachsen Übersetzungsprobleme, wenn die stereotype Formel im Text kommentiert wird, wenn also z. B. jemand auf den Ausruf „Gesundheit!“ mit „Das ist das einzige, was mir bleibt“ antwortet. In diesem Fall ist die Verwendung des Standardäquivalents in einer anderen Sprache nicht ohne weiteres möglich.

Während man im Deutschen auf die Frage „*Wie geht's?*“ notfalls mit einer rudimentären Schilderung des eigenen Gesundheitszustands reagieren kann, ist dies im Fall des englischen „*How are you?*“ auf keinen Fall angebracht. Auch in diesem Bereich gibt es Unterschiede innerhalb ein und desselben Sprachgebiets, man denke nur an *Guten Tag!* und *Grüß Gott!* (historisch betrachtet eine Ellipse aus „Grüß Dich Gott“).

d) Kollektive Einstellungen zu Gegenständen und Sachverhalten.

Die *Gans* wird seltsamerweise in den meisten europäischen Sprachen für „dumm“ gehalten:

Sie ist eine dumme *Gans*; elle est bête comme une oie; she is an empty-headed goose; sua sorella è un' oca (letzteres kann neben „dumm“ auch „eitel“ meinen).

Es kommt also vor, daß die kollektiven Einstellungen zu einem Tier, zu einer Institution oder irgendeinem sonstigen Sachverhalt in verschiedenen Sprachgemeinschaften gleich oder doch sehr ähnlich sind. Die Übereinstimmung hört in unserem Fall allerdings bereits beim Spanischen auf. *Hacer el ganso* bedeutet zwar „den albernen Witzbold spielen“; ansonsten evoziert das Wort *ganso* oder die weibliche Form *gansa* jedoch „Faulheit“, „Nachlässigkeit“. Viel größer sind die Unterschiede schon bei anderen Tieren:

Elle est une *vache*. Damit ist keine „*Kuh*“ im deutschen Sinne gemeint, sondern eine fette, faule, abgeschlafte Matrone.

Il est *vache* (Adjektiv) „er ist gemein, ein gemeiner *Hund*“.

Quel *cane* è una *pecora* wörtlich „dieser *Hund* ist ein *Schaf*“ bezieht sich nicht auf einen „dummen *Hund*“, sondern auf einen Hund, der „sanft wie ein *Lamm*“ ist. Während dem *Schaf* in der deutschen Sprachgemeinschaft „Sanftheit“ nur in der frühen Jugend zugestanden wird, bleibt ihm diese schätzenswerte Eigenschaft bei den Italienern bis ins reifere Alter hinein erhalten.

Der Übersetzer hat sich hier in acht zu nehmen; er darf konventionelle, für eine Sprachgemeinschaft charakteristische Einstellungen nicht einfach mechanisch in den Zieltext übernehmen. Aber auch dieses Problem wird nicht selten in seiner Bedeutung für die Übersetzung überschätzt; ich werde gleich noch einmal – unter einem etwas allgemeineren Gesichtspunkt – auf den Denkfehler zurückkommen, der m. E. in dieser Überbetonung liegt. In rein praktischer Hinsicht seien diesbezüglich vor allem die Anfänger beruhigt: Die meisten Wörterbücher, einsprachige und zweisprachige, berücksichtigen Schwierigkeiten dieser Art. Sie sind gerade in dieser Hinsicht besser als ihr Ruf.

1.1.4 Der Anteil der Sprache am Problem des Übersetzens

Ich komme zu einem vorläufigen Fazit: Der rein sprachliche Anteil am Übersetzen, und damit auch die Zuständigkeit der Sprachwissenschaft für das Problem des Übersetzens

wird heute eher *unterschätzt*; beides wurde früher möglicherweise *überschätzt*. Vieles von dem, was man heute künstlich von der Sprache und von den Texten zu trennen bemüht ist, gehört eigentlich zur Sprache hinzu; man braucht keine Pragmatik, keine Handlungstheorie oder sonst irgend etwas Ausgefallenes, um diese angeblichen Defizite auszugleichen; es genügt die gute alte Sprachwissenschaft. Dies kann eingehender in Kapitel 7 des sprachwissenschaftlichen Teils dieser Einführung diskutiert werden, wo es um die Relevanz der linguistischen Pragmatik für die Übersetzungsforschung geht. Andererseits gehört vieles von dem, was man – zu Recht – als unverzichtbare Komponente des Verstehens ansieht, nicht zum Text und sollte daher auch nicht – oder nur unter ganz bestimmten Bedingungen – in den Übersetzungstext hineingelegt werden: Hierzu zunächst ein Zitat aus dem sehr erfolgreichen Buch von Hans G. Hömig und Paul Kußmaul *Strategie der Übersetzung*. Es geht den beiden Autoren darin „um die grundsätzliche Stellung des Übersetzers“:

Wir sehen ihn nicht als passiven „Sprachwandler“, der rezipiert, „was im AS-Text steht“ und diesen „Inhalt“ dann in einer anderen Sprache wiedergibt, sondern als den entscheidenden Akteur, der zwischen den Zwängen des AS-Textes und den Bedürfnissen „seiner“ ZS-Adressaten vermittelt. Wir räumen dem Übersetzer sehr viel mehr Handlungsfreiheit ein, als in den gängigen Modellen üblich, bülden ihm aber deshalb auch wesentlich mehr Verantwortung auf.¹⁶

Dem würde ich nur unter großen Vorbehalten und nur im Hinblick auf praktische Gebrauchstexte zustimmen. Wer beim Übersetzen dauernd nach den vermeintlichen „Bedürfnissen seiner ZS-Adressaten“ schaut, produziert notwendigerweise Wegwerfübersetzungen für den Tagesgebrauch. Schon bei praktischen Texten, z. B. bei Reden von Politikern, ist diese Einstellung sehr problematisch. Sie büldet dem Übersetzer *zu viel* Verantwortung auf und ermutigt ihn geradezu dazu, aus der Not eine Tugend zu machen. Dies soll später noch etwas vertieft werden. Zuerst möchte ich die Problematik anhand eines Beispiels illustrieren und analysieren, das manchen Lesern etwas abwegig erscheinen mag:

Ich hatte im Zusammenhang mit den beiden »Lesarten« der Goetheschen Verse bereits darauf hingewiesen, daß der Übersetzer seinen Zieltext nach Möglichkeit so gestalten sollte, daß die im Original angelegten Verstehensmöglichkeiten, und seien sie noch so widersprüchlich, erhalten bleiben, daß die Vieldeutigkeit des Originals nicht zu stark im Sinne einer spezifischen Interpretation des Übersetzers eingeschränkt wird. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Einengung bis zu einem gewissen Grad unvermeidlich ist. Bei dem Beispiel, das ich nun anführen möchte, geht es nicht um biographisch bedingte Rezeption eines Textes, sondern um Kulturspezifika, und zwar in einem besonderen Sinn. Das Problem der kulturellen Verschiedenheit stellt sich nämlich nicht nur in räumlich-ethnischer, sondern auch in zeitlicher Hinsicht. Wie übersetzt man Texte aus weit zurückliegenden Epochen, in denen von Sachverhalten, Institutionen oder Wertvorstellungen die Rede ist, von denen wir heute nur eine unklare Vorstellung haben?

Sehen wir uns hierzu eines der bekanntesten Bühnenwerke der französischen Klassik an, Racines *Phèdre*, die im Jahre 1677 zum ersten Mal aufgeführt wurde. Eine der interessantesten deutschen Übersetzungen dieses Stücks stammt übrigens von Schiller; er hat sie kurz vor seinem Tod angefertigt. Wie bei allen klassischen französischen Dramen

¹⁶ Hömig/Kußmaul 1982, 29.

ist die Handlung ziemlich schlicht: Phèdre, die Frau des Theseus, liebt Hippolyt, ihren Stiefsohn, gesteht ihm sogar ihre Liebe in dem Moment, als die falsche Botschaft vom Tode Theseus' eintrifft. Hippolyt weist energisch und entrüstet jeden Annäherungsversuch zurück. Kurz darauf wird er beschuldigt, ein Verhältnis mit seiner Stiefmutter zu haben. Phèdre selbst bestätigt schließlich dieses Gerücht, um sich an Hippolyt wegen der zurückgewiesenen Liebe zu rächen. Hippolyt wird daraufhin, auf Bitten Theseus', von Neptun bestraft, er kommt unter gräßlichen Umständen um. Phèdre vergiftet sich aus Verzweiflung.

Das alles ist uns heute sehr fremd. Vor allem für die Sündhaftigkeit des Verhältnisses von Stiefmutter und Stiefsohn wird ein modernes europäisches Publikum spontan wenig Verständnis aufbringen. Die beiden sind etwa gleichaltrig, sie sind nicht blutsverwandt und sie gefallen einander. Was soll schon Schreckliches an einem solchen Verhältnis sein? Geschieht dem alten Theseus doch gerade recht. Soll sich lieber um die Regierungsgeschäfte kümmern und seine für ihn viel zu junge Frau einem geeigneten Partner überlassen.

Hat der Übersetzer hier im Hinblick auf die angenommenen Erwartungen oder, in der Terminologie von Hönig und Kußmaul, im Hinblick auf die „Bedürfnisse“ moderner Leser irgendwelche Eingriffe vorzunehmen, um das Stück für die heutige Zeit zu »retten«?

Nein und nochmals nein! Vor allem dann nicht, wenn die Übersetzung nicht für die Bühne, sondern für die Lektüre bestimmt ist. Der Text enthält genügend sprachliches Material, um sich selbst zu erklären, um demjenigen, der wirklich zu lesen versteht, deutlich werden zu lassen, daß die Situation, in die ihn der Text hineinführt, ausweglos ist. Manche Exegeten unterschätzen das semantische Potential eines Textes; ein literarischer Text enthält immer bis zu einem gewissen Grade seine eigenen „Umfelder“ und liefert somit zumindest teilweise die Voraussetzungen für sein Verständnis mit (vgl. III, 7, 4). Wenn wir einen mittelalterlichen höfischen Roman lesen, dann wissen wir sehr schnell, daß man mit Zwergen und Feen vorsichtig umgehen muß, auch wenn wir im gewöhnlichen Leben nur wenig Erfahrungen mit Zwergen und Feen gemacht haben. Es besteht kein Anlaß, die Übersetzung auf die Bedürfnisse eines modernen Publikums zuzuschneiden. Der französische Text der *Phèdre* bleibt ohnehin unverändert! Trotz des beträchtlichen sprachlichen Abstandes – das klassische Französisch ist selbst gebildeten Franzosen heute nur noch teilweise verständlich – würde kaum jemand auf die Idee kommen, den Text für moderne Leser umzuschreiben, eine sogenannte „intra-linguale“ Übersetzung vorzunehmen. Eingriffe im Hinblick auf Rezipienten darf allenfalls der Regisseur vornehmen, der das Stück einem modernen Publikum nahebringen will. Die Inszenierung eines Stücks stellt eine semiotische Operation höherer Ordnung dar. Probleme dieser Art können in einer einführenden Darstellung nicht behandelt werden.

Soviel zur Fehleinschätzung der Rolle, die der Sprache und den Texten im allgemeinen beim Verstehen und damit – indirekt – auch beim Übersetzen zukommt. Nun noch kurz etwas zur Rolle der Einzelsprachen, genauer gesagt, zu den beiden an einem konkreten Übersetzungsvorgang beteiligten Sprachen: Übersetzungswissenschaftler – insbesondere diejenigen, die der Linguistik gegenüber kritisch eingestellt sind – tendieren dazu, die Bedeutung der am Übersetzungsprozeß beteiligten Sprachen für zweitrangig zu halten. Wer selbst viel übersetzt und wer die von Berufsübersetzern angefertigten Übersetzungen miteinander vergleicht, wird schnell feststellen, daß eine solche Sicht der Dinge unangemessen ist. Es ist keineswegs gleichgültig, welche Sprachen an einem Übersetzungsvorgang beteiligt sind.